

Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als
unentgeltliche Beilage der „Ostpreussischen Presse“
und deren Separatabdrücken.



Verlag und Rotationsdruck der
Gruenauerschen Buchdruckerei Otto Gruenwald.
Verantwortl. Redakteur Karl Bendisch, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 3. Dezember 1903.

(Nachdruck verboten.)

Im Labyrinth der Sünde.

Kriminalroman von A. K. Green.

Aus dem Amerikanischen von M. Walter.

(Fortsetzung.)

Mein erster Impuls war, den Domino von mir zu werfen und mich eiligst aus dem Staube zu machen; nur auf diese Weise konnte ich mich aus der Verlegenheit ziehen, in die mich meine Unbedachtsamkeit gestürzt hatte. Doch mir wars, als ob unsichtbare Hände mich an meinem Vorhaben hinderten. Deutlich hatte ich in der Stimme des Unbekannten diejenige Harry Bensons erkannt; die Instruktionen, die er mir gegeben, waren so mysteriöser Art, daß ich mir sagte, hier müsse ein ganz besonderes Geheimnis vorliegen. Und das reizte mich wieder genügend, um alle Bedenken fahren zu lassen. Kurz entschlossen legte ich die Maske vors Gesicht und begab mich nach der von Benson bezeichneten Seite des Hauses.

Die Balkontür stand, wie er gesagt hatte, weit offen. Man vernahm deutlich das Geräusch fröhlicher Stimmen, unterbrochen von den Klängen der Musik, und zahlreiche Gestalten in grotesken Verkleidungen schwirrten durcheinander.

Eine möglichst nachlässige Haltung annehmend, schritt ich durch die Tür in den Saal.

„Hugh!“ murmelte ein Indianer in vollem Kriegskostüm neben mir. War er über meinen Anblick erstaunt? Neugierig betrachtete ich meinen Domino. Er war allerdings auffallend genug, von leuchtend gelber Seide mit groteskphantastischen Figuren und Arabesken durchwirkt.

„In dem Aufzug werde ich schwerlich unbemerkt bleiben!“ dachte ich, und richtig! Da hatte mich schon eine niedliche kleine Schäferin aufs Korn genommen.

„Geda!“ rief sie neckend. „Ein verirrtes Schaf aus meiner Herde!“ Dabei versuchte sie, mich mit ihrem silbernen Hirtenstab festzuhalten. Da mir aber durchaus nichts an einer Länderei mit der Kleinen lag, so machte ich mich rasch von ihr los, indem ich ihr knurrend versicherte, sie befände sich im Irrtum, ich sei ein Wolf in Schafskleidern und würde sie auffressen, wenn sie mir zu nahe käme.

Daraufhin lief sie lachend fort und für den Augenblick war ich frei. Doch nicht lange. Eine maskierte weibliche Gestalt, die ich schon vorher ganz isoliert in einer fernen Ecke des Saales bemerkt hatte, kam rasch auf mich zu, und meinen Arm ergreifend, zog sie mich hastig bei Seite.

„Bist Du, Richard?“ flüsterte sie. „Du weißt nicht, wie froh ich bin, Dich hier zu wissen. Nun wird hoffentlich alles wieder gut werden.“

Ich befand mich in nicht geringer Verlegenheit. Was sollte ich ihr antworten? Wußte ich ja nicht einmal, wer die Dame war. So beschränkte ich mich darauf, zärtlich ihre Hand zu drücken. Mehr schien sie für den Augenblick auch nicht zu erwarten, denn sie fuhr in gleichem Tone fort: „Ach, Richard, ich habe mich so oft, so oft nach Dir gesehnt! Harry ist ja ein guter Bruder, aber Du warst stets mein liebster Spielgefährte. Vater wird auch wieder glücklicher werden, wenn es Dir gelingt, ihn die Vergangenheit vergessen zu lassen.“

Nun wußte ich, wen ich vor mir hatte: Fräulein Carry Benson. Das gab mir natürlich bedeutend mehr Sicherheit. Um mich ihr jedoch nicht durch Sprechen zu verraten, begnügte ich mich abermals damit, ihr die Hand zu drücken und sie zärtlich an mich zu ziehen.

„Hat Harry Dir alles gesagt, was Du tun mußt?“ fragte sie leise. „Vater will durchaus nicht nachgeben und hat sich den ganzen Tag in sein Zimmer eingeschlossen, aus Furcht, Du könntest ihn überrumpeln. Er hätte auch schwerlich seine Erlaubnis gegeben, den Ball zu veranstalten, wäre es mir nicht gelungen, ihm einzureden, Du würdest Dich scheuen, das Haus zu betreten, wenn so viele Gäste anwesend wären. Weißt Du, ich glaube, er traut seiner eigenen Standhaftigkeit nicht recht und denkt, das Wiedersehen könnte ihn weich machen. Seit dem vorigen Jahre ist er gar nicht mehr so kräftig; ich fürchte immer — —“ Mit einem tiefen Seufzer brach sie ab.

Die Besorgnis um den Vater, die aus ihren Worten sprach, rührte mich. Sie schien offen und ehrlich zu sein, ohne versteckte Motive für ihre Handlungsweise. Momentan alle Vorsicht verlassend und nur von dem Wunsch erfüllt, sie zu beruhigen, wagte ich es — natürlich in sehr leisem Tone — die Frage zu stellen: „Und Du meinst, er wird sich versöhnlich zeigen, wenn er mich sieht?“

„Ganz bestimmt,“ versicherte sie. „Ich weiß, daß er sich nach Dir sehnt, Richard. Er hätte Dich schon längst zu sich gerufen, hätte er damals im Zorn nicht geschworen, nichts mehr von Dir hören zu wollen. Harry meint auch, daß sich jetzt eine Versöhnung anbahnen ließe.“

„Wäre Harry eine Versöhnung zwischen Vater und mir wirklich erwünscht?“ hatte ich die Kühnheit einzuschleichen.

„O, Richard, wie kannst Du so fragen?“ flüsterte sie vorwurfsvoll. „Hat er nicht alles aufgeboten, Vater umzustimmen? Würde er Dich aufgefordert haben, heute zu kommen, wenn er nicht selbst möchte, daß Du wieder bei uns wärest? Du zweifelst an seiner guten Absicht, aber das kommt daher, weil Ihr Euch nie verstanden habt. Ich gebe ja zu, er ist etwas stolz und ungeduldig, vielleicht, weil er selbst nie ein Unrecht begangen hat.“

Doch die brüderliche Liebe hat über seinen Stolz gesiegt, er möchte die Vergangenheit begraben und Dich wieder im Vaterhause aufgenommen sehen. Du hast ja auch so viel gelitten, armer Richard, so schwer gebüßt!" setzte sie mit Schwesterlichem Mitleid hinzu.

"So, so!" dachte ich im stillen. "Richard also ist der Missetäter." Und für einen Moment wünschte ich der wirkliche Richard zu sein, nur um die gutherzige kleine Schwester in die Arme schließen und ihr für ihre liebevollen Worte danken zu können. Das durfte ich natürlich nicht tun, aber ich konnte es doch nicht unterlassen, ihr zuzuflüstern: "Du bist ein Engel!"

Zugleich jedoch faßte ich den Entschluß, mich bei erster Gelegenheit unbemerkt davonzuschleichen, den wohl noch am Gewächshaus wartenden Fremden aufzusuchen und ihn durch Überlassung der Maske und des Dominos in sein Recht einzusetzen. Allein es blieb nur bei dem Vorfaß. Ein spanischer Grande drängte sich zwischen mich und Gräulein Benson, die sich sofort zurückzog. Ich hätte gern das Gleiche getan, doch der Spanier stellte sich breit vor mich hin, indem er mit tiefer Bassstimme sagte:

"Ein falscher Handstreich führt zu Mißverständnissen."

Das Wort "Handstreich" belehrte mich, daß der Hidalgo zu den Eingeweihten gehörte und mich für den hielt, der ich in Wirklichkeit nicht war. Die Situation komplizierte sich wieder — ich hatte ja keine Ahnung, wer dieser Freund war. In meiner Verlegenheit brachte ich nichts weiter heraus, als den sehr allgemein gehaltenen Satz: "Ja, das ist wahr."

Wenn ich gehofft hatte, ihn mit dieser Antwort los zu werden, so war ich gründlich im Irrtum. Mit einer Lebhaftigkeit, die wenig zu der spanischen Grandezza paßte, schob er seinen Arm in den meinen und einem leeren Plätzchen in dem Saal zusteuend, sagte er vertraulich:

"Deine Worte erwecken allerhand Vermutungen in mir, lieber Junge. Ich für meinen Teil habe nie geglaubt, daß Du — hm — daß Du getan hast, was man behauptet. Es sah Dir so gar nicht ähnlich. Aber vielleicht wird sich nun doch so manches aufklären, was uns allen unverständlich geblieben ist. Richard, mein Junge, Du hast nie gesagt, Du seiest unschuldig, trotzdem —"

"Wer seid Ihr?" unterbrach ich ihn feck. "Um über solche Dinge zu reden, muß ich wissen, wen ich vor mir habe."

"Was? Du erkennst nicht Deinen alten Onkel, Richard?" knurrte er vorwurfsvoll durch die Maske. "Ich kam absichtlich von Hollowell herüber, weil Carry andeutete, Du würdest heute einen letzten Versuch machen, mit Deinem Vater zusammenzukommen. Edith ist auch hier," fügte er, die Stimme dämpfend, hinzu. "Sie wollte nicht zurückbleiben, obgleich wir fürchteten, sie werde sich verraten. Arme Kleine! Sie hat nie an Dir gezweifelt, und wenn mein Verdacht begründet ist —"

"Edith!" fiel ich ihm bestürzt ins Wort, was hätte mir unter den obwaltenden Umständen fataler sein können, als eine solche Begegnung. "Wo ist sie?" Und mit scheuem Blick spähte ich nach diesem Ausbund weiblicher Treue aus.

Onkel Richard, der meine Bestürzung mißdeutete — er hörte nur die Ungeduld des Verliebten heraus — hielt mich am Arme fest. "Kannst Dir wohl denken, lieber Junge," sagte er schmunzelnd, "daß sie nicht weit ist. Hat aber gar keinen Sinn, sie aufstöbern zu wollen. In ihrer Verkleidung würdest Du sie doch nicht erkennen. Wenn Du Dich aber ruhig verhältst, wird sie nachher zu Dir kommen."

Du kannst Dir denken, daß ich über diese verlockende Aussicht nicht gerade erbaut war; da ich jedoch momentan kein weibliches Wesen in unserer Nähe erblickte, so ließ ich den Gedanken an Edith vorläufig fallen und kam auf den Anfang unseres Gespräches zurück.

"Du hast recht, lieber Onkel," bemerkte ich in nachgebigem Tone, "es ist besser, ruhig warten. Inzwischen setze Dich mit mir dort in die Fensterbank und sage mir, welchen Verdacht Du hegst, denn ich fühle, daß der Augenblick gekommen ist, die Wahrheit ans Tageslicht zu bringen. Und wer könnte mir dabei wirklicher helfen als Du, der Du Dich mir allezeit als ein Freund erwiesen hast."

"Das ist wahr," murmelte er vor sich hin, und dann wandte er sich wieder zu mir: "Ist also doch nicht alles so, wie's gesagt wurde?" fragte er eifrig. "Am Ende hat die Edith recht, wenn sie behauptet, Du hättest nicht die Wertpapiere aus dem Schreibtische Deines Vaters genommen?"

Er sah mir forschend ins Gesicht, so daß ich gezwungen war, zu antworten. "Frage mich nicht!" stammelte ich anscheinend in großer Erregung. Die Verstellung gelang, denn der gute Onkel zeigte nicht das geringste Mißtrauen, als er erwiderte: "Aber lieber Junge, fragen muß ich doch. Wenn ich Dir helfen soll, muß ich die Wahrheit wissen. Ist meine Vermutung richtig, dann begreife ich's allerdings, daß Du nicht gern von der Sache sprichst. Du bist ein großmütiger Junge, Richard, allein auch die Großmütigkeit hat ihre Grenzen."

Dem stimmte ich insgeheim bei, und da mir viel daran lag, mich genau über den Stand der Dinge zu informieren, so forderte ich ihn auf, mir seine Vermutungen mitzuteilen. Er sah sich erst vorsichtig nach allen Seiten um, bevor er mir zuraunte: "Wenn ich Carry's Namen mit dem, was ich Dir zu sagen habe, in Verbindung brächte, würde es Dich sehr überraschen?"

Scheinbar erschrocken über seine Äußerung lehnte ich mich vor. "Du denkst —" stotterte ich.

"Daß er es getan und daß Du seine Schuld auf Dich nimmst, weil Du wußtest, wie sehr Dein Vater ihn liebte und wie stolz er auf ihn, seinen Erstgeborenen war."

"Ha!" entfuhr es mir unwillkürlich. Die Enthüllungen Onkel Richards erweckten, wie Du Dir denken kannst, mein größtes Interesse. Ich mußte mich aber hüten, aus der Rolle zu fallen, und so fragte ich mit gut gespielt erregtem Ton: "Warum meinst Du, es müsse durchaus einer von uns beiden getan haben? Was wußtest Du von der Geschichte, um auf diese Vermutung zu kommen?"

"Was ich wußte?" wiederholte er lebhaft. "Nun, so viel wie jedermann. Es hieß, Dein Vater habe eines Nachts Geräusch in seinem Arbeitszimmer gehört. Er stand leise auf und als er hinkam, hörte er jemand verziehen das Zimmer verlassen und nach den von Dir und Deinem Bruder bewohnten Räumen schleichen. Von einem unbestimmten Verdacht ergriffen, zündete er die Lampe an und fand nicht nur sein Pult gewaltsam erbrochen, sondern auch eine Anzahl Wertpapiere entwendet. In höchster Erregung begab er sich sofort zu Euch. Dein Bruder lag anscheinend in tiefem Schlaf, während Du wach warst und die größte Unruhe zeigtest. Natürlich hielt Dein Vater Dich für den Dieb; er durchsuchte das Zimmer und entdeckte die Papiere auf einem Bücherbrett über Deinem Bett. Er beschuldigte Dich der Tat und Du schwiegst. Weder damals noch später hast Du Deine Schuld in Abrede gestellt."

Er machte eine Pause, da ich jedoch stumm blieb, fuhr er fort: "Deinem Vater fiel es nie ein, daran zu zweifeln, daß Du den Diebstahl begangen habest. Mir aber wollte es absolut nicht einleuchten. Erstens hielt ich Dich einer solch niedrigen Handlung nicht für fähig und dann sahst Du nicht aus wie ein Schuldiger, Dein Gesicht trug nur den Ausdruck einer Resignation und Entschlossenheit, die ich mir freilich nicht erklären konnte. Die Wahrheit ahnte ich natürlich nicht, sonst hätte ich nie zugegeben, daß Du Dich opferstest und wie ein Verbrecher aus dem Hause

verstoßen wurdest. Schon um Ediths willen hätte ich gesprochen. Sie ist Dir so treu und glaubt felsenfest an Deine Unschuld.“

„Warum bist Du erst heute auf Deine Vermutung gekommen?“ fragte ich, begierig jedem seiner Worte lauschend. „Weshalb verdächtigst Du Harry jetzt, wenn Du es nicht schon damals tatest.“

„Um“, meinte er nachdenklich, „das kann ich Dir nicht so recht erklären. Vielleicht, weil Edith eine so offene Abneigung für Harry zeigte, was mich stutzig machte. Auch ist er seitdem so ganz anders geworden, ehrlich gesagt, er gefällt mir nicht mehr. Und wenn Du mir sagst, daß er der Schuldige war, so glaube ich es Dir. Dein Vater jetzt wahrscheinlich auch, denn er ist nicht mehr so völlig von Harrys Musterhaftigkeit und tadellosem Charakter überzeugt wie früher und — und —“

Eine plötzliche Bewegung unter den Gästen ließ ihn verstummen. Wir sahen eine schlanke graziose Mädchengestalt in duftigem weißem Gewande auf uns zukommen.

„Das ist Edith!“ verriet mir Onkel Richard. „Sie sucht den gelben Domino, hinter dem sich, wie sie erfahren, ihr Liebster verbirgt. Soll ich sie hierher holen oder willst Du Dich gedulden, bis sie Dich selbst ausfindig gemacht hat?“

„Ich will warten“, entschied ich rasch, indem ich mich tiefer in die Nische drückte, in der stillen Hoffnung, den Späheraugen der jungen Dame zu entgehen. „Sieh nur, Onkelchen, jetzt ist sie einem alten Juden in die Hände gefallen, der sie sehr zu bewundern scheint. Willst Du nicht die Gelegenheit benutzen, Dir die Masken im Saal näher anzusehen? Die Unterhaltung zwischen Liebesleuten“, fügte ich scherzend hinzu, „hat gewöhnlich kein Interesse für dritte Personen.“

„Wirklich nicht, Du Schelm?“ lachte der alte Herr. „Na, magst wohl recht haben. Doch wie stehts? Du hast mir noch nicht gesagt —“

„In einer Stunde werde ich Dir alles mitteilen“, versprach ich ihm. „Ich treffe meinen Vater nachher in seinem Zimmer und sobald er die Wahrheit erfahren, rufe ich Dich.“

„Recht so, mein Junge!“ nickte der Onkel zufrieden. „Dein Vater hat natürlich den ersten Anspruch. Aber vergiß nicht, lieber Richard, ich bin kein geduldiges Schaf, laß mich also nicht zu lange warten.“

Mit einem kräftigen Händedruck verabschiedete er sich von mir und war bald in der Menge verschwunden.

Raum sah ich mich allein, so öffnete ich das Fenster.

„Jetzt ist's die höchste Zeit“, dachte ich, „daß der echte Richard Benson auf der Bildfläche erscheint. Ich habe für ihn getan, was er selbst wahrscheinlich nie fertig gebracht hätte — den alten Onkel ausgehört und dem Tartüffe Harry ein wenig die Maske gelüftet. Aber die Liebesangelegenheit ist etwas anderes — ebenso die Unterredung mit dem unersöhnlichen Vater. Das kann kein Stellvertreter unternehmen und somit habe ich meine Rolle ausgespielt.“

Kurz entschlossen beugte ich mich über die Fensterbrüstung, mich zu dem Salkomortale rüstend, als unten im Garten eine Rakete aufstieg, bei deren Schein ich entdeckte, daß die Entfernung von der Erde mindestens 12 Fuß betrug.

Trotz meines Wunsches, schleunigst fortzukommen, schreckte ich doch vor einem solchen Sprunge zurück.

Resigniert schloß ich das Fenster und überlegte eben, was ich nun beginnen sollte, als eine wunderliebliche Stimme hinter mir den Namen Richard flüsterte. Wie süß das klang! Ich wandte mich um — die weiß gekleidete junge Dame, die mir der Onkel als seine Tochter Edith bezeichnet hatte, stand am Eingang der Nische.

„Du dachtest wohl, ich würde nie kommen, Richard?“ sagte sie zärtlich. „War auch schwer genug, denn immer hielt mich

jemand wieder auf. Und der unausstehliche Harry ist so mißtrauisch — die ganze Zeit hat er mich mit den Augen verfolgt; ich hatte die größte Mühe, unbemerkt hierher zu schlüpfen. Du kannst Dir denken, wie ich mich danach sehnte, ein paar Worte mit Dir zu wechseln. Ah!“

Ihr Ausruf galt dem plötzlichen Erscheinen eines schwarzen Dominos, der hinter seiner schwarzen Maske hervor in die Nische spähte, sich verbeugte und wieder verschwand.

„Das war Harry!“ flüsterte mir Edith zu.

Ich drückte ihr die Hand; als fingierter Liebhaber mußte ich doch etwas Wärme zeigen, umsomehr, als ich nicht zu sprechen wagte.

„Ich darf jetzt nicht bei Dir bleiben“, sagte sie mit einem leisen Seufzer. „Sobald Du Deinen Vater gesprochen hast, komme ich zu Dir. Es ist besser, wenn man uns hier nicht zusammen sieht.“

Ich machte selbstverständlich keinen Versuch, sie zurückzuhalten und kaum hatte sie sich entfernt, so verließ auch ich mein Versteck, und mich an der Wand des Saales entlang drückend suchte ich unauffällig die Ausgangstür zu erreichen.

Doch wieder wurde mein Fluchtplan vereitelt. Kaum hatte ich die Schwelle überschritten, als jemand meinen Arm berührte. Es war der schwarze Domino.

VII.

Die große Pendeluhr in der Halle unten schlug zehn — die verabredete Stunde für die Zusammenkunft zwischen Vater und Sohn. Ich hätte viel darum gegeben, jetzt am Nordpol zu sitzen, statt hier unter falscher Flagge zu segeln und die Stelle des heimgekehrten verlorenen Sohnes zu vertreten. Leider gab es kein Zurück mehr, kein Entrinnen aus der heißen Situation — ich mußte die Folgen meiner Reue auf mich nehmen.

„Kommi!“ raunte mir der schwarze Domino zu, „es ist Zeit.“

Schweigend folgte ich ihm, nicht ohne ein gewisses Unbehagen bei dem Gedanken, was meiner harrete. Mein Begleiter führte mich durch verschiedene Gänge und Räume, bis er vor einer Tür am Ende eines schmalen Korridors stehen blieb.

„Dort!“ sagte er kurz und im nächsten Moment war er verschwunden.

Da saß ich nun schön in der Klemme. Mir gings wie dem Hamlet mit seinem berühmten: „Sein oder Nichtsein, das ist die Frage!“ Ich wußte tatsächlich nicht, was ich tun sollte. Spielte ich meine Rolle weiter, mußte ich ohne Zögern dem alten Benson gegenüber treten, ihm mitteilen, was ich in der letzten halben Stunde als unfreiwilliger Vertreter seines Sohnes in Erfahrung gebracht hatte und ihn auf diese Weise von dem wahren Sachverhalt zu überzeugen suchen. Im anderen Fall — wenn ich jetzt umkehrte, war ich gezwungen, dem wirklichen Richard eine Erklärung abzugeben, von der ich nicht wußte, wie er sie aufnehmen würde.

Wie ichs auch anstellte, alles hatte seine Schwierigkeiten. Schließlich jedoch entschloß ich mich für das erstere, weil ich mir sagte, daß es ratsamer wäre, sich auf Gnade und Ungnade einem alten, ruhig überlegenden als einem jungen, heißblütigen Manne zu ergeben. Geräuschlos die Tür öffnend betrat ich einen kleinen Raum, der an das Bibliothekzimmer stieß. Er war ganz mit Büchern angefüllt, selbst die Tür, durch die ich hereingekommen, bildete ein Bücherregal. Vor der Öffnung in die Bibliothek stand ein Schirm, den ich erst ein wenig zur Seite rücken mußte, um einen freien Einblick in das Nebenzimmer zu gewinnen.

Es war leer. Die Astrallampe warf ihren hellen Schein auf die gefalteten Wänden mit den langen Bücherreihen, auf die dunklen Lederstühle und den Eichentisch, auf dem eine Karaffe nebst

einem Glase stand. Ich erinnerte mich sofort, was mir betreffs dieses Glases gesagt worden war und ohne eine Minute zu zögern, trat ich an den Tisch, nahm das Glas in die Hand und betrachtete es.

Im selben Moment war mir, als hörte ich irgendwo in meiner Nähe einen unterdrückten Ausruf. Rasch sah ich mich nach allen Seiten um, konnte aber niemand bemerken.

In der Meinung, ich hätte mich getäuscht, nahm ich das Glas wieder zur Hand und überzeugte mich, daß noch kein Wein auf das darin enthaltene Pulver gegossen worden war. Demnach hatte Benson seinen Nachtrunk noch nicht zu sich genommen.

Beruhigt kehrte ich in mein Versteck zurück und wartete. Es mochten kaum fünf Minuten vergangen sein, so hörte ich eine Tür öffnen, und gleich darauf trat der alte Benson ins Zimmer. Er ging geraden Weges auf den Tisch zu, goß eine mitgebrachte weinartige Flüssigkeit in das Glas und lehrte es auf einen Zug. Jetzt war der entscheidende Augenblick für mich gekommen. Blitzschnell streifte ich Maske und Domino ab und stand eben im Begriff, mich durch ein lautes Klopfen an der Wand bemerkbar zu machen, als ich zu meinem Erstaunen bemerkte, daß eine plötzliche Veränderung mit dem alten Herrn vorging. Er schwankte sichtlich und machte eine konvulsivische Bewegung mit den Armen, die ich mir nicht zu erklären vermochte. Hatte ihn ein jähes Unwohlsein befallen? Gleichdarüber klar geworden war, schien er sich wieder erholt zu haben, denn er richtete sich auf und begab sich mit festem Schritt an die Tür, die nach dem Korridor führte und an die soeben jemand geklopft hatte.

„Wer ist da?“ fragte er.

„Ich bin es, Harry!“ Klang es von draußen herein.

„Ist jemand bei Dir?“ fragte Benson von neuem, während er sich anschickte, die Tür aufzuschließen.

„Nur Harry, sonst niemand“, lautete die Antwort.

Der alte Benson schloß die Tür auf, doch kaum hatte er es getan, so taumelte er zurück. Einen Moment schwankte er hin und her, während Leichenblässe sein Gesicht überzog, dann brach der starke Mann jäh zusammen, und als seine Knie eintreten, sahen sie ihn mit Entsetzen regungslos am Boden liegen.

Mit einem gellenden Aufschrei warf sich die Tochter über die leblose Gestalt ihres Vaters. „Er ist tot!“ jammerte sie laut. „O, Harry, was mag geschehen sein? Glaubst Du, daß Richard —“

„Still!“ unterbrach sie der Bruder, der mit bleichem Gesicht neben ihr stand. „Ich will nachsehen, vielleicht ist er in der Nähe. Wehe ihm, wenn er das verschuldet hat —“ Ohne den Satz zu beenden, schritt er meinem Versteck zu.

Im Nu begriff ich meine Lage. Mich hier finden zu lassen, ohne Domino und als Lauscher, wäre höchst unangenehm gewesen. Ich saß aber wie in einer Falle, denn mit der Örtlichkeit war ich zu wenig vertraut, um einen Ausweg entdecken zu können. Allein die Not macht erfinderisch. Ein rascher Blick ließ mich erkennen, daß die Portiere zwischen der Bibliothek und meinem Versteck in schwere Falten gerafft war. Gelang es mir, mich hinter denselben zu verbergen, so konnte ich möglicherweise der Aufmerksamkeit Harrys entgehen. Jedenfalls mußte ich den Versuch machen. Das Glück war mir hold. Harry warf nur einen flüchtigen Blick in den kleinen Raum und sobald er den Domino bemerkte, zog er sich mit sichtlich Befriedigung zurück.

„Er ist fort, Harry!“ sagte er in gedämpftem Ton zu seiner Schwester und dann fügte er laut, mit fast theatralischem Pathos hinzu: „Er hat erst den Vater umgebracht und ist hierauf entflohen. Warum war ich so töricht, ihm zu trauen!“

Ein entsetztes „Harry!“ brach von den Lippen seiner Schwester, während ich es mir nicht versagen konnte, ein leises,

aber tiefempörtes: „Schurke!“ zwischen den Zähnen hervorzustoßen.

Unterdessen war der alte Diener Jonas herbeigeeilt, und durch ihn von dem schrecklichen Ereignis benachrichtigt, drängten sich die bestürzten Ballgäste ins Zimmer, allen voran Onkel Richard und Edith.

Die Verwirrung, die nun entstand, läßt sich schwer beschreiben. Man erging sich in Vermutungen und rief nach einem Arzt. Zum Glück befand sich ein solcher unter den Anwesenden. Er konnte allerdings nichts weiter tun, als den eingetretenen Tod des alten Herrn zu konstatieren.

Harry war der einzige, der weder seine Ruhe noch Geistesgegenwart verlor; mir als der Arzt erklärte, die Todesursache beruhe nicht auf einem Schlaganfall, sondern müsse gewaltfam herbeigeführt worden sein, sah ich wie Harry leicht erbebte und sich rasch abwandte. Und noch einmal bemerkte ich eine unterdrückte Bewegung an ihm — das war, als der Arzt das Weinglas in die Hand nahm, prüfend daran roch, und es dann kopfschüttelnd in ein an der Wand befestigtes Schränkchen schloß.

In zehn Minuten war das Haus leer. Die Gäste verließen es in schleuniger Hast und die eben noch so belebten Räume lagen nun in düsterem Schweigen.

Unter Harrys Aufsicht trugen zwei Diener den leblosen Körper des so jäh Verstorbenen in das angrenzende Schlafzimmer und nur Harry, Onkel Richard, sowie der Arzt blieben in der Bibliothek.

„Ein tragisches Unglück!“ äußerte Onkel Richard in gepreßtem Ton. „Wußten Sie, Herr Doktor,“ wandte er sich an diesen, „daß der Ärmste herzleidend war?“

„Nein,“ lautete die entschiedene Antwort. „Noch vor einem Monat war Herr Benson ganz gesund. Ich weiß das genau, denn er ließ sich von mir untersuchen, bevor er sein Testament machte. Von einem Herzleiden entdeckte ich keine Spur — das kann ich beschwören.“

Harry, der bisher starr vor sich hingeblickt hatte, schaute jetzt auf. „So hat mein Vater Sie konsultiert?“ fragte er mit einer gewissen Spannung. „Ist das nicht ein Zeichen, daß er sich nicht ganz wohl fühlte?“

Der Arzt zuckte die Achseln. „Vielleicht. Manche Menschen bilden sich immer ein, irgend ein gefährliches Leiden zu haben. Trotzdem wiederhole ich, es fehlte ihm nichts. Nur war er kein glücklicher Mann.“

„Warum nicht?“ warf Harry ein. „Denken Sie etwa —“

„Ich denke gar nichts,“ entgegnete der Arzt mit scharfer Betonung. „Ich weiß nur, daß dieses Glas, aus dem Herr Benson vorhin getrunken hat, Blausäure enthielt. Der Geruch von bitteren Mandeln läßt keinen Zweifel darüber.“

„Gift?“ Klang es entsetzt von den Lippen der Anwesenden.

„Ich sage es offen heraus,“ fuhr der Arzt fort, „weil mich die Erfahrung gelehrt hat, wie nutzlos es ist, die Thatfache eines Selbstmordes verheimlichen zu wollen. Zudem halte ich es für meine Pflicht, als Coroner der Grafschaft, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß eine Leichenschau stattfinden muß, um dereitwillig ich genötigt bin, verschiedene Maßregeln wie das Versiegeln der Papiere usw. zu treffen.“

Bei dem Worte „Selbstmord“ sah ich deutlich, wie Harry erleichtert aufatmete, doch nahm er rasch eine bekümmerte Miene an, als er sagte: „Ich kann mir gar nicht denken, daß mein Vater einen Selbstmord begangen haben soll — es klingt zu unwahrscheinlich. Allerdings war er von schwerem Kummer bedrückt und das kann auch den Stärksten zur Verzweiflung treiben.“

Onkel Richard warf ihm einen vielsagenden Blick zu, tat jedoch keine Äußerung. Der Arzt hingegen erwiderte auf Harrys

Worte: „Ich war nicht in die Privatverhältnisse Ihres Herrn Vaters eingeweiht, muß aber auf Selbstmord schließen, falls sich nicht beweisen läßt, daß er das Gift aus Versehen nahm. Dies dürfte schwerlich der Fall sein, denn augenscheinlich hat er das Pulver bedachtlich mit Wein vermischt, wie ich es ihm in der vorigen Woche verschrieben; daß er sich dabei geirrt und das Gift genommen, kann ich nicht glauben.“

„Das Pulver befand sich bereits in dem Glas,“ erklärte Harry. „Meine Schwester tat es hinein, bevor sie sich anleidete, weil sie fürchtete, Vater könne es vergessen.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Rita.

Novelle von Max Görtler.

Der Winter war in Chile eingezogen. Draußen regnete es Tag und Nacht und ein dichter Nebel stieg fortgesetzt in die Höhe, neue Wolken bildend. Ein junger Deutscher, Otto Frey, sah verdrießlich zum Fenster seines Winterquartiers hinaus.

„Ein verzweifelttes Wetter,“ schalt er, „ganz wie im lieben Deutschland!“

Und nun dachte er an sein liebes Vaterland, das er verlassen, um Viehzüchter im Innern Chiles zu werden. In Sicht der Schneeberge der Anden, nur umgeben von Mapuches, einem schmutzigen Indianervolk, hatte er acht lange Jahre zugebracht und redlich gearbeitet. Jetzt besaß er soviel, um „drüben“ leben zu können. Ach, da drüben in seinem Deutschland blühten jetzt die Weibchen. Frey war nicht sentimental; aber eine Hand voll Besos hätte er jetzt gern für ein Sträußchen der lieblichen Blumen hingegeben. Träumend lehnte er sich im Stuhle zurück. Er dachte an Weibchen und dann eine lange Zeit an blaue Augen. Und dann plötzlich, in erklärlicher Gedankenverbindung, blickte er in ein tiefdunkles Augenpaar.

„Rita!“ rief der junge Mann aus, vom Stuhl aufspringend; und indem er nach der Uhr sah und sich wieder im Stuhl zurücklehnte, seufzte er: „Ach, noch zwei lange Stunden!“

So müttend auch der Sturm den Regen an die Fenster warf, die in dem Landhause des Richters Diego versammelte Gesellschaft unterhielt sich aufs beste. Auch der junge Deutsche, der sich nun seit vier Wochen im Orte befand, war unter den geladenen Gästen. Es war ein bunter Kreis, der sich vereinigt hatte, um den langen Winter möglichst kurzweilig zu verbringen. Heute da, morgen dort! Man konversierte, musizierte und tanzte. Immer aber bildete den Mittelpunkt der Unterhaltung und des Kreises Rita, „Chiles schönste Blume“. Dieses Epitheton hatte ihr Otto Frey in seinem Herzen beigelegt. Und Rita war eine herrliche Menschenblüte. Erst sechzehn Jahre alt, hatte sie schon alle Reize der schönsten Südländerin entfaltet. Ihre Gestalt besaß die vollendeten Formen der vornehmen Spanierin. Aus einem wunderbar edlen Gesicht blickten zwei tiefdunkle Augen, deren Glut lange, seidene Wimpern verbargen. Der zarte Teint der herrlichen Stirn wurde durch das Eben schwarz des üppigen Haares noch mehr gehoben. Dazu ein roter Mund, der allerliebst plaudern konnte.

Sa, aber für Frey schien die schönste aller Blumen nicht blühen zu wollen. Schon drei Wochen lang warb er allabendlich um Ritas Gunst. Wie oft hatten ihr seine deutschen Augen gesagt: Ich liebe Dich! Aus ihren Augen konnte er nichts von Gegenliebe lesen. Freilich wurde ihm auf seine heiße Werbung ein bezaubernder Blick, ein reizendes Lächeln als Belohnung zuteil; aber es war derselbe Blick, den sie für jeden hatte, das selbe Lächeln, mit dem sie jedermann hinriß. Eine Gelegenheit, ihr seine Liebe zu gestehen, wollte sich nicht finden lassen. Wie erwünschte Frey die Sitte des Landes, die ihn allabendlich auf die Seite des Vaters Alvarez verwies, während die Tochter stets unter mütterlicher Obhut den Heimweg zurücklegte. Wie lange dauerte es noch, dann erreichte Freys Aufenthalt im Städtchen sein Ende. Vale Rita! — Der Gedanke an die Möglichkeit einer baldigen Trennung machte den Deutschen entschlossen. Der heutige Abend mußte die Entscheidung herbeiführen.

Die ruhige Unterhaltung erreichte ihr Ende.

Die jungen Leute forderten stürmisch, zu tanzen. Eine Queca wurde begehrt.

Frey hätte verzweifeln können, die Queca hatte er als Ausländer trotz vielen Übens nicht erlernen können. Es mußte Rita

dem Sohne des Richters Diego, einem bleichen, verlebten Chilenen, überlassen.

Frey wußte, wie sehr der alte Alvarez, dessen Vermögensverhältnisse seit einiger Zeit nicht die günstigsten waren, eine Verbindung seiner Tochter mit dem reichen Diego herbeiwünschte. Um so größer war das Vergnügen, das er empfand, als er merkte, mit wie wenig Leidenschaft Rita die Queca tanzte. Zufrieden bog sich Frey in einen Winkel des Zimmers zurück und folgte fast träumend den Bewegungen der Tanzenden, allerhand Betrachtungen über den seltsamen Tanz anstellend.

Frey fuhr aus seinen Gedanken in die Höhe; der Tanz war zu Ende. Er beeilte sich, Rita um die Gunst einer Quadrille zu bitten.

Freundlich empfing sie ihn.

Aber auch während dieses Tanzes war Rita zerstreut, sodaß Frey nicht den Mut fand, ihr von seiner Liebe zu sprechen. Nieder geschlagen führte er seine Dame zu ihrem Sitze zurück. Er beschloß, an diesem Abend nicht mehr zu tanzen. Plötzlich aber fiel ihm ein Plan ein. Er ging auf Rita zu und sagte laut: „Ich werde, wenn Sie gestatten, eine Queca für Sie bestellen!“ und nur für das Ohr des Mädchens vernehmbar, fügte er flüsternd hinzu: „Antworte!“

Dann bat er leise die Sängerin um ein ihm bekanntes altes chilenisches Lied.

Zwar mußte der Deutsche wieder auf die Teilnahme an der Queca verzichten, aber heiße Hoffnung erweckte in ihm das Lied der Sängerin:

Sieh, mein Herz liegt Dir zu Füßen,
Goldes Mädchen, hör' mich an!
Deine Lieb' möcht ich genießen,
Sage schnell mir ob und wann!

Sa wann?

Dann bist Du mein,
Und ich bin Dein,
Kann's schöner sein?

Unter den Beifallsstürmen der Anwesenden endigte Rita den Tanz. Ein verheißender Blick ihrer dunklen Augen traf den Deutschen.

Dann wurde zum „Thee“ gerufen.

Aber der gefüllte Truthahn wollte dem Verliebten heute nicht schmecken. Die Tafel dauerte ihm entsetzlich lang. Er ahnte, daß ihm durch den Mund der Sängerin heute Abend noch Antwort werden würde. Seine Hoffnung erfüllte sich.

Als man wieder im Salon versammelt war, sah er Rita zur Sängerin gehen. Sie bat um ein Lied zur Unterhaltung und, harmlos zu Frey hinsehend, fügte sie schelmisch hinzu: „zum Nachtsich!“

Die Kantatrize rauchte ihre Zigarette zu Ende, präliidierte ein wenig und sang:

Den Liebsten seh ich jeden Tag,
Wenn ich zur frühen Messe geh'.
Ich nick' ihm zu, er grüßt mich dann
Und nennt mich leise: „Solde Fee!“
Aus seinem Munde hör' ich's gern,
Es macht mich selig, klingt in mir
Zu jeder Zeit, an jedem Ort.
Drum geh' ich gern zur Messe früh,
Weil mir des Liebsten Nähe winkt
Und aus dem treuen Auge mir
Die Liebesglut entgegenblinkt.

Sie hörte Frey eine Sängerin liebere Botenschaft singen. Er hatte das Lied verstanden. Absichtlich hielt er sich die übrige Zeit des Abends von der Geliebten fern. Die Freude, die ihn erfüllte, hätte keine Liebe zu leicht verraten können. Es war Mitternacht vorüber, als sich die Gesellschaft mit einem allseitigen „Muy buenas noches!“ trennte.

Der junge Tag fand den Deutschen am Eingangstore des Klosters. Noch ehe der letzte Ton der Glocke verklungen war, sah Frey eine Frauengestalt, in den kleidsamen Manto gehüllt, auf sich zukommen. Er erkannte Rita. Freudig erregt wollte er ihr entgegengehen. Da traten aus einer nahen Straße andere Kirchgängerinnen hervor. Eine Unterhaltung mit Rita, in solcher Morgenstunde, war unmöglich. Auch Rita schien das erkannt zu haben. Sie verlangsamte ihre Schritte so sehr, daß sie, wenn nicht vor den anderen, so doch gleichzeitig mit diesen das Tor erreichen mußte.

Da Frey sich von den Kirchgängerinnen bemerkt sah, ging er schnell über den Klosterplatz, an den Damen vorüber, dieselben höflich grüßend. Als er sich dann umwandte, sah er die Frauen eben durch das Tor des Klosters schreiten. Rita als letzte unter ihnen. Etwas Weißes sah er seine Geliebte noch hinter sich werfen, dann war Rita verschwunden.

Der Deutsche hob ein elegantes Kärtchen vom Boden auf und

„Heute über acht Tage werde ich die Arbeit beendet haben, die uns zu unserem Glücke verhelfen soll. Komm nach dieser Frist nach Mondesuntergang vor mein Fenster! Du wirst dort finden, woran ich arbeite, und was Dich führen wird zu der Deinen.“

Ein tolles Abenteuer!

In acht Tagen wollte Frey schon auf dem Wege nach Deutschland sein. Was tun? Er überlegte — das Geheimnisvolle des Briefes reizte ihn ungemein, mehr noch die holde Schreiberin desselben. Sollte Rita, die wunderbare Blume des Südens, sich ihm so schnell ergeben? Wer kennt ein Mädchenherz aus, zumal das einer Südländerin!

Ein Dolchstoß in nächtlicher Stunde war nichts Seltenes im Lande.

Frey beschloß, vierzehn Tage später zu fahren.

Die dunkle Nacht hatte sich über das Städtchen gesenkt, als der junge Deutsche leisen Schrittes der Wohnung seiner Geliebten zuschlich.

Ein einziges Zimmer im Hause der Familie Alvarez war schwach erleuchtet; das mußte das Gemach seiner Golden sein. Reife tappte Frey der Mauer unterhalb des Lichtscheins zu. Da strich ihm etwas Weiches über das Gesicht, und in demselben Augenblick schrie es aus dem nahen Sumpfe: Turii, turii!

Erschrocken stand der Mann still; er griff nach seinem Revolver, den er sonst immer bei sich führte, er hatte ihn mitzunehmen vergessen.

Wieder schrie es: Turii, turii!

Ein Weibchen lauschte Otto, dann lächelte er darüber, daß er sich von einem Sumpfvogel hatte täuschen lassen.

Ein leiser Windhauch führte ihm zum zweiten Male einen weichen Gegenstand in das Gesicht. Schnell griff Otto zu und erfaßte eine Strickleiter. Die Seide strich wie kosend und einladend über seine Finger. In wenig Augenblicken war er in die Höhe gestiegen; das Fenster öffnete sich, und halb sprang er, halb hoben ihn die zarten Arme seiner Geliebten in das Zimmer. Ein langer seliger Kuß auf rotem Mund ließ ihn alles um ihn her vergessen.

Was ist das? Das Zimmer erstrahlt mit einem Male im hellen Lichterglanz. Der Deutsche wendet sich erschrocken um; die Rechte hebt er wie beschwörend gegen die Thür, in dem linken Arm ruht die Geliebte. In der Thür stehen Vater und Mutter des Mädchens. Ihnen folgt der Ortsgeistliche. Im Moment hat Frey die Situation erfaßt. Er blickt nach dem Fenster, es ist geschlossen, die Strickleiter liegt zu seinen Füßen. In der Hand des alten Alvarez sieht er etwas blinken; er kennt dieses Zeichen; er weiß, wie sicher eine Chilene trifft. Seine Augen fallen auf die Geliebte, die er noch immer in seinem Arme hält.

In toller Geschwindigkeit eilen seine Gedanken von ihr hinweg zu einer anderen im fernen Vaterlande. Treue blaue Augen sehen ihn so mahnend an. Aber das Blau der Augen wird blässer, das Bild verweht — wie eine wunderbare große Blume erscheint ihm die Geliebte in ihrem weißseidenen Brautkleide. Ein betäubender Duft scheint von ihr auszugehen und sich ihm auf die Sinne zu legen. Angstlich flehend blicken die großen dunklen Augen ihn an; eine Träne scheint in ihnen zu perlen.

Da läßt der Deutsche seine Rechte sinken und zieht mit beiden Armen das Weib zu sich empor. Wie im Traum hört er den Ortsgeistlichen sprechen: „Da die Eltern ihren Segen zu Ihrer beiderseitigen Verbindung geben, so wollen wir sofort die Trauung vollziehen!“

Er hörte das Murmeln des Geistlichen; er empfängt die Segenswünsche der Eltern.

Rita im Arme ist es ihm jetzt, als könne er noch recht glücklich werden.

(Nachdruck verboten.)

Kaleidoskopische Wanderstizzen.

Von A. Theinert.

(Schluß.)

Afchanti.

Afghanistan und Afchanti. Die nackte frostige Öde des asiatischen Alpenlandes und die heiße, schwüle Uppigkeit des westafrikanischen Urwaldes: ein greller Kontrast.

Auf dem ganzen Wege von Cape-Coast-Castle nach Annaffi habe ich nie den Horizont gesehen und nur selten den blauen Himmelsdom. Grün — grün — grün! Ich möchte darauf schwören, die Atmosphäre selber war grün. Zwischen mächtigen Baumriesen schlängelte der kaum halbmeterbreite Pfad sich hin.

Nur ausnahmsweise maß der Gesichtskreis mehr als zehn Schritte im Durchmesser, so dicht verwachsen war das Unterholz, so wirt in- und durcheinander geflochten das Gestrüpp.

Vierundzwanzig Stunden nach dem Landen an der Küste schloß ich mich einer von zwei Kompagnieen des englisch-westindischen Regiments unternommenen Refognoszierung an. Das Endziel war Abakampa und ein Zwölftkilometer-Marsch brachte uns über die Hälfte des Weges bis nach Assabo.

Das Dorf liegt idyllisch. Der Urwald ist gelichtet und Platz gewonnen für einen ausgedehnten Bananenhain. So hoch sind die Stämme der Bäume aufgeschossen, daß die riesigen Blätter labyrinthische Gewölbe bilden: glänzend, glitzernd, transparent wie zartgrünes Seidengewebe, sammeten perlgrau, je nach dem Auffallwinkel und dem tiefen oder weniger tiefen Eindringen der Sonnenstrahlen. Der Boden ein Blütenesschiff: grellrot, gelb, purpur. Inmitten dieses lieblichen Haines die Hüten Assabos, unsauber und unordentlich selbstverständlich. Aber die Farbentöne des Schmutzes und der Verwahrlosung zeigen keine nackte Häßlichkeit, sie wirken nicht abstoßend, sie fügen sich harmonisch ins Gesamtbild. Den Mittelweg des Dorfes säumen alte, grotesk verschörkelte Feigenbäume, und darunter hocken die Männer Assabos, rostige Steinschloßflinten quer über den Knien. Die Häuptlinge in Cape-Coast-Castle haben den Assaboren unter den fürchterlichsten Drohungen, und nach Mitnahme der Frauen und Kinder als Geiseln, geboten, den vorgeschobenen Posten zu halten. Die Dörfler wissen, was ihrer von den Stammesgenossen an der Küste wartet, aber auch von den Afchantis ist Botenschaft eingelaufen, baldige Ankunft meldend. Die Phantome aller erdenklichen Schrecken umschweben die armen Menschen. Tief aschgrau und verzerrt sind die Gesichter; niemand scheint in den strammen Westindiern die Erlöser zu erkennen; die Furcht vor den Afchantis hat alles Denk- und Urteilsvermögen gelähmt. Nur langsam heben sich die gesenkten Köpfe, die Augen irren verständnislos stierend in die Runde herum. Ein Sergeant richtet Fragen an den Dorfsältesten, aber der lallt nur blödsinniges Zeug und rutscht seitwärts.

Unauslöschlich haftet das Bild in meinem Gedächtnis: die wunderbaren Reflexe des Sonnenscheins im Laube der Bananen und das bunte, leuchtende Blumenparkett als Folio einer Doppelreihe erbärmlicher, nackter, am Boden kauender Neger, die lautlos und unbeweglich, in stumpfer Apathie, das Hereinbrechen eines graußigen Verhängnisses erwarten.

Der Marsch des Hauptkorps ins Innere war eintönig auch in seinen anregenderen Abschnitten.

Zwei, drei Schüsse von der Vorhut her wecken die Echo des Waldes. Das Feuern wird lebhafter, es schwillt an, es ebbt, es erstickt. — Eine Pause, und dann plötzlich lang andauerndes Geknatter.

Ich eile nach der Front, vorbei an den im Dschungelpfade mit Gewehr bei Fuß stehenden Soldaten. Ich erreiche, schwitzend und keuchend, die vorderste Linie, aber alles ist wieder still geworden. Drei, vier Tote liegen in den Büschen; ein paar Verwundete werden nach rückwärts getragen!

Hornrufe!

Die Leute schließen zusammen, schwachend, scherzend, lachend. Der eine zeigt den Kameraden eine prächtige Blume, ein anderer hat einem gefallenen Afchanti den Kopfschuß abgenommen als Trophäe.

Rapporte — Signale — Kommandos!

Neue Mänker schwärmen aus, der Zug setzt sich in Bewegung, und etliche tausend Schritte weiterhin spielen sich die gleichen Vorgänge ab. So geht's in der Hauptsache Tag um Tag, vom Morgen bis zum Abend.

7.

Borneo.

Meine Bootfahrten in Borneo. — Die Erinnerungen daran, gern rufe ich sie wach.

Für den Großstädter ist's ein Vergnügen, über menschenwinnelnde Plätze und Boulevards zu hummeln; ein Genuß anderer Art wird dem zu teil, der mit empfänglichem Gemüt für das Walten der Natur, in leichtem Kanu über den Wasserspiegel eines Flusses hingleitend, eindringt in jungfräuliche Tropenwildnis.

Noch ist das Tagesgestirn nicht aufgegangen, noch hallen über der dunklen Flut die Nebel sich zusammen und verhüllen mit ihrem grauen Schleier die Ufer. Von den Hügeln her tönt das dumpfe Brüllen eines brünstigen Hirsches. Der Schrei eines Panters, die Klageklänge des von dem blutdürstigen Bürger überfallenen Tieres hallen durchs Dschungel.

Doch rasch rollt der Vorhang jetzt auf, das Tagesleben fängt an sich zu regen. Die Wipfel der Baumriesen umschweben nur noch gespenstig huschende Dunstgebilde, bis auch sie verflüchtigt werden von den Strahlen der ihre Herrschaft antretenden Sonne. Der Urwald mit seinem Gewirr von Stämmen und Schäften, von Zweigen und Blättern, von Büschen, Blüten und Lianen

wird sichtbar auf beiden Seiten und schließt über unseren Köpfen so nahe zusammen, daß nur ein schmaler Streifen des blauen Himmels sich im Strome spiegeln kann. Affen springen behende von Baum zu Baum; sie haschen einander, sie gestikulieren, sie schneiden komische Fragen und verführen schnatternd und plappernd einen Heidenlärm. Papageien erheben sich in so dichten Schwärmen, daß man schier meint, ein Stück des grünen Laubdomes sei lebendig geworden und eile der Sonne entgegen. Unerkklärliche Laute dringen aus dem Dickicht an unser Ohr; Insekten schreien und schwirren durch die Luft, vor uns, hinter uns, über uns in hunderterlei Formen und Farbenreflexen, glitzernde Fische schnellen auf, mit lautem Patsch läßt von dem am Ufer angeschwommenen Stamme ein Krokodil sich in die hochaufliegende Luft fallen.

Unter den taktmäßigen Ruderschlägen der vier Dajaks überwindet das Kanu spielend die nicht sehr starke Strömung. Der Mann am Bug stimmt einen näselnden Gesang an, der merkwürdig harmoniert mit all den Naturlauten. Die drei Kameraden fallen im Chorus ein, aber in so hoher Tonlage, daß der Vorsänger aus dem Konzept kommt, mit der Stimme überschwappt und ausgelacht wird. Derbe Scherzworte werden ausgetauscht, aber während all dem sind die acht Augen keine Sekunde müßig, sie überfliegen die Ufer mit geübtem Blick, und nichts Bemerkenswerthes entgeht ihnen. Diese Kinder der Wildnis sehen sofort, was wir mit unseren Feldstechern kaum entdecken, auch wenn wir bereits darauf aufmerksam gemacht werden. Sene verstehen vieles, was uns mit all unserer Bücherweisheit ein unlösbares Rätsel zu sein scheint.

In manchem, allgemeiner Kultur noch nicht erschlossenen Lande findet der Forscher Eingeborene, die es gelernt haben, ihm an die Hand zu gehen. Bei der Suche nach seltenen Pflanzen und Insekten stellen sich dem Sammler in Borneo wohlgeschulte Führer und Berater zur Verfügung, die unschätzbare Wander-genossen sind in ihrer Art.

Ganz erträglich ist am Morgen die Temperatur auf dem Fluße im Schatten der grünen Wände, und ehe die Sonne hoch genug gestiegen ist, ihre Strahlen ins Innere der Laubarkaden zu senden, haben wir die Haltestelle erreicht.

Freundlich lächelnde Dörfler kommen zur Landung, uns willkommen zu heißen und nach dem Hause des Ortspatriarchen zu geleiten. Das meiste junge Volk ist irgendwo auswärts beschäftigt, nur ein paar hübsche Mädchen schauen uns nach, sichernd einander Bemerkungen zuflüsternd über den Fremdling.

Der Koch schickt sich an seines Amtes zu walten, dieweil für uns über den Boden der schattigen Veranda Matten gebreitet werden, auf denen wir die Glieder strecken zu behaglicher Mittagsrast.

Das Rauschen und Gurgeln des Flusses, die Urwaldstimmen, aromatischer Blütenduft, der Geruch brennenden Holzes, das Gaukeln der Schmetterlinge und Libellen, das alles lullt die Sinne ein. Eine Weile träume ich mit offenen, bald aber mit geschlossenen Augen.

Nach dem Erwachen wird mit gutem Appetit ein einfaches Mahl verzehrt, und wieder stromaufwärts geht's in der Abendkühle.

(Nachdruck verboten.)

Die Rivalin.

Von Antonie Mewes.

In einem traulichen, vornehm ausgestatteten Gemach ging eine noch junge und schlanke Frau in sehr erregter Stimmung auf und ab — Frau Baumeister Hippold, eine schöne, anmutige Erscheinung. Mitunter blieb sie, wie von einem drückenden Gedanken gebannt, mitten im Zimmer stehen; die von Tränen verdunkelten Augen schweiften über den wundervollen Park, der vor ihrem Fenster ausgebreitet lag. Dann wieder setzte sie ihre Wanderung fort und preßte die verschlungenen Hände gegen das blonde Haupt, als wollte sie mit dieser Bewegung die Gedanken, die quälenden Gedanken unterdrücken. Endlich setzte sie sich an den Schreibtisch, griff nach Papier und Feder und schrieb unter reichlichen Tränen folgenden Brief:

Meine innig geliebte Julie!

Du weißt, daß ich Dir stets vertraut, Dir stets mein ganzes Herz ausgeschüttet habe. So darf ich Dir nicht verschweigen, daß ich tief unglücklich bin, daß ich unter heißen Tränen diesen Brief schreibe. Denke Dir, Artur, den Du selbst einmal als den ehrlichsten Mann unseres Kreises bezeichnet hast, ist mir nicht treu. Ich wollte es selbst anfangs nicht glauben — doch — ich kann nicht mehr zweifeln. Ist diese Verirrung nach kaum zweijähriger glücklicher Ehe nicht eine Schmach? Ach, und wie habe ich ihn geliebt und ihm vertraut! Wie habe ich auf seine Treue gebaut! Und nun betrogen! O, dieser Heuchler, der sich noch den

Anschein eines ganz harmlosen, liebenswürdigen und guten Menschen gibt.

Als ich kürzlich an seinem Schreibtisch stand, um ein wenig Ordnung zu schaffen, lag das kleine Buch, in welches er seine Ausgaben für den Haushalt zu notieren pflegt, vergessen unter anderen Sachen. Gleichgiltig schlug ich es auf, überflog die letzten eingetragenen Beträge — da fielen meine Augen auf einen rätselhaften Posten: Mark 50. — für Wally — Wally? Niemand, in unserem Haushalt oder Bekanntenkreise heißt Wally. Nur Tänzerinnen und anderes leichtes Volk führen diesen Namen. Du siehst, hier gibt es keinen Irrtum — Wally heißt die schändliche Person, diese Diebin, welche mir das Herz meines Mannes gestohlen hat. Aber ich werde mich rächen! Er soll seine Untreue bitter bereuen.

Vor einigen Tagen war ich auf dem Friedhof, die Gräber meiner lieben Eltern zu schmücken. Mehr und mehr werde ich von dem einen Gedanken beherrscht. Ich lese die Sprüche auf den Denksteinen und stelle mir vor, was Artur wohl tun würde, wenn ich auch bereits da unten schlief! Ob er sich wohl verzweifelt über mein Grab werfen und es bereuen würde? Wie aber, wenn er sich nicht grämt! Wenn dieses Weib sich freuen dürfte, daß er ihr nun ganz und allein gehörte? O Julie! dieser Gedanke macht mich rasend. Tröste mich, wenn Du es vermagst. Mit tausend Grüßen und Küßen

Deine unglückliche Lilli.

Geliebte Julie!

Natürlich habe ich den Schreibtisch und die Briefmappe meines Mannes durchsucht, ich habe sogar ein stets verschlossenes Fach öffnen lassen. Wer kann es mir verdenken? Gilt es doch, mir jetzt eine Süßhe zu verschaffen. Auf einem Lössblatt fand ich den Abdruck eines Briefes von Arturs Hand an seinen Freund Robert in Königsberg. Ich las ihn in der bekannsten Weise mit Hilfe des Spiegels. Erinnerst Du Dich, wie wir es in der Pension gemacht haben? Ich entzifferte die Worte: „Bin überglücklich im Besitze Wallys — in Waidmannslust — meine Frau weiß von nichts — fahre Sonnabend wieder hinaus. — Der Förster ist eingeweiht.“ Das übrige war auf dem Lössblatt nicht zu entziffern. Was sagst Du nun? In einem Villenort hat er sie untergebracht — der Schändliche! Und der Förster da draußen ist in sein Geheimnis eingeweiht. Welch eine Schmach!

Ich fühle, wie ich mit jedem Tage schwächer werde, wie mich der Gram verzehrt, — geliebte Julie, ich gehe zu grunde. Lebe wohl und traure um

Deine Lilli.

Meine geliebte Freundin!

Schreckliche — fürchterliche Tage habe ich durchlebt. Nun ist die ganze Schande und Niedertracht offenbar. Nein — nein, ich kann nicht mehr leben. Höre, was er seinem sauberen Freunde Robert schreibt: „Du kannst Dir nicht denken, wie niedlich das Kleine ist — noch kann ich zwar nicht sehen, ob es die schönen Augen der Mutter hat.“ Weiter konnte ich nicht lesen, ich sank in die Kniee und weinte, bis meine Tränen versiegten. Kannst Du meinen Schmerz verstehen? Was mir vom Himmel verjagt blieb, ihr hat er es gegeben. Und wie lange dieses sträfliche Verhältnis schon besteht! und ich ging immer ahnungslos an seiner Seite. — Ach, Julie, hättest Du Artur gesehen, wie „Liebevoll besorgt“ er war, als er nach Hause kam und mich in Weinträmpfen auf dem Sofa liegend fand. Oh, diese Heuchelei!

„Aber sage, was hast Du jetzt immer für Anfälle, was fehlt Dir, mein Liebling? — Noch heute werde ich den Arzt rufen — das kann so nicht fortgehen — ich muß wissen, was meinem Frauchen fehlt — Du bist schon so lange verändert.“ So ging es in einem fort. Dann schloß er mich in seine Arme und küßte mich. Ach, Julie, wie glücklich könnte ich sein, in der Liebe meines Arturs, wäre diese Wally nicht in mein Leben getreten. Wenn der Arzt kommt, soll er mir stärkende Arznei verschreiben — die ich nicht nehmen werde. Du glaubst nicht, wie elend ich mich fühle — ich bin fest entschlossen — ich will sterben. Vielleicht zählt mein Leben nur noch nach Tagen.

So sage ich Dir denn Lebewohl — habe Dank für Deine Freundschaft; sie war mir ein Trost in dieser schweren Zeit. — Die letzte Bitte wirst Du mir noch erfüllen. Wenn ich nicht mehr bin — dann sage Artur, wie sehr ich ihn geliebt — so sehr, daß ich ihm selbst diese Untreue verzeihe; möge er glücklich mit dieser Wally und seinem Kinde werden.

Lilli.

Meine herzige Julie!

Unglaublich! Oh, wie wirst Du lachen — mich auslachen! Ich jubele — denn nun ist alles wieder gut. Ach, wie töricht bin ich gewesen!

Der Arzt kam noch an demselben Tage. Er stellte mir verschiedene Fragen und nickte einige Male mit dem Kopfe. Dann lächelte er und sagte: „Ein vorübergehendes Leiden, das alle jungen Frauen durchmachen müssen — wenn sie ihren Beruf

nicht verfehlen wollen. Vor allen Dingen Ruhe! Nicht viel spazieren gehen und keine Grillen fangen, dann wird alles wieder gut — und das Glück nachher umso größer. Na, ich gratuliere.“

Der Doktor reichte uns lachend die Hand, und fort war er. — Ich aber war starr. Hatte ich denn recht verstanden? Unser lang ersehntes Glück sollte sich erfüllen? Gerade jetzt?

Da kam mein Mann, der den Doktor zur Tür begleitet hatte, zurück, eilte auf mich zu, schloß mich in seine Arme: „Mein liebes, liebes Weib! das also ist die Ursache Deiner Weiden? O Willi, wie ich mich freue! — Nun komm, Schatz, das Wetter ist so schön, und das Laufen tut Dir gut; heut ist ein Feiertag für uns.“

Wie im Traum ließ ich mich von Artur führen. Vergessen war die ganze Wally-Geschichte, nur glückliche Zukunftspläne schmiedeten wir. Als wir eine Stunde heiter plaudernd promenierte — ich hatte gar nicht auf den Weg geachtet — tauchte das Försterhaus vor uns auf.

„Meines Frauchen“, sagte Artur, „nun habe ich auch eine Überraschung für Dich.“ Damit zog er mich, ohne daß ich es hindern konnte, in das Innere des Hauses. Auf den Ruf „Wally!“ kam ein wundervoller Bernhardiner gelaufen und sprang schmeichelnd an Artur empor. Dann lief er zurück in den Stall und stellte sich neben sein Junges. Artur sprach: „Sieh, liebes Herz, Du wolltest immer einen schönen, großen Hund haben, hier hast Du ihn. Das Junge erhält mein Freund Robert. Der Bengel freut sich schon nährisch darauf.“

Ach, Züchen, ich hätte in die Erde sinken mögen vor Scham. Also das war Wally und — ihr Kind! Weinend fiel ich Artur um den Hals und erzählte ihm von meinem Argwohn, meiner Dummheit. Artur lachte herzlich über die alberne Geschichte. Und nun darfst Du mich auch auslachen; ich habe es verdient.

Deine glückliche Willi.

(Nachdruck verboten.)

Mus aller Welt.

Eine interessante Rechenaufgabe veröffentlicht der soeben erschienene Band der „Bibliothek der Unterhaltung“. Der Bewalter eines Gutes schickt eines Tages zwei Mägde mit Gähnern auf den Markt der nächsten Stadt, um sie zu verkaufen. Jede erhält 30 Stück mit, die sie, so gut sie können, an den Mann bringen sollen. Die eine Magd verkauft ihre Gähner für den Preis von 5 Mark für je zwei Stück. Sie löst also für ihre 30 Gähner 15×5 Mark = 75 Mark. Die andere Magd aber erhält nur 5 Mark für je drei Gähner, nimmt also im ganzen nur 10×5 Mark = 50 Mark ein. Zusammen haben sie also eine Summe von $75 + 50 = 125$ Mark gelöst. Da sie nun im Rechnen etwas beschränkt sind, so begeben sie sich zum Kaufmann und bitten ihn, doch einmal nachzurechnen. Der Kaufmann rechnet folgendermaßen: Eine Partie Gähner wurde zum Preise von 5 Mark für je zwei Stück, die andere zum Preise von 5 Mark für je drei Stück, zusammen also je 5 Gähner für 10 Mark verkauft. 60 Gähner waren vorhanden, also 60 geteilt durch 5 ergibt 12×10 Mark, macht 120 Mark. Die Mägde haben aber 125 Mark in der Tasche, denn die eine hat 75 und die andere 50 Mark. Wer hat nun recht, der Kaufmann, der doch offenbar richtig 120 Mark gerechnet hat, oder die Mägde, die zum Beweise die baren 125 Mark in der Tasche haben? Die Lösung dieses scheinbar unlösbaren Rätsels wird in einem der nächsten Bände des obengenannten Unternehmens, das wir allen unseren Lesern aufs angelegentlichste empfehlen, zu finden sein.

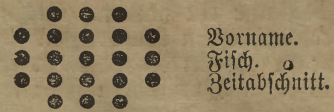
(Nachdruck verboten.)

Rätsellecke.

Bilderrätsel.



Somogramm.



Vorname.

Fisch.

Zeitabschnitt.

Die Buchstaben AAA, i, MM, nnnnn, oo, SS, ttttt sind nach dem Muster obiger Figur herart zu ordnen, daß die drei wagerechten Reihen gleichlautend mit den drei senkrechten sind und Wörter von der beigefügten Bedeutung bilden.

Kapselrätsel.

Tripolis, Nusstorte, Betrüger, Stange, Bauland.

Gasthaus, Pflasterstein, Schleimbaut.

Es sind acht Wörter zu suchen, die in vorstehenden Wörtern eingekapselt sind wie in „Schneider“ die Wörter Schneide, Meid, Ei, Eid. — Sind die richtigen Wörter gefunden, so bezeichnen ihre Anfangsbuchstaben ein Land in Europa.

Scherzrätsel.

Die Erste ist ein schöner Fluß,
Den man im Süden suchen muß.
Die Zweit' als nützlich Tier bekannt, —
Als Schimpfwort wird sie auch verwandt.
Die Dritt' für sich ist gar nichts zwar,
Doch stellt's ein halbes Zahlwort dar.
Zus Ganze bläst man wohl hinein,
Und im Orchester muß es sein.

Skatenaufgabe.

a b c d die vier Farben; A K; K König; D Dame, Ober;
B Bube, Wenzel, Unter; V M H die drei Spieler).

M, der Mittelhandspieler, macht auf folgende Karte natürlich Null ouvert.

aA, D, 9, 8, 7; bA, D, 9, 8, 7.



Die Kartenverteilung ist jedoch derart, daß der Spieler jedes andere Spiel ebenfalls gewonnen haben würde, nämlich Tournee (gleichviel welche der beiden im Stat liegenden Farben er tourniert) jedes Solo und auch Großspiel. Die Gegner hatten jeder 35 Augen in der Karte. Wie sahen die Karten?

Auflösung des Bilderrätsels.

Unterhaltungslektüre.

Auflösung des Tauschrätsels.

Sund, Backe, Hohn, Band, Maus, Reis, Oper, Stirn, Welle, Weil, Halm, Wand, Num, N.ise. — Schauspielhaus.

Auflösung des Gitterrätsels.

I	Z	K
n	a	a
I n f l u e n z a		
l	n	o
Z a u n k ö n i g		
e	ö	i
K a n o n i e r e		
z	i	r
a	g	e

Auflösung der Schachaufgabe.

(Dreizüger von J. Ernst: W. Kh4, Dd7, Lf3, Sd4, e4; Schw. Ke5, Lb2, f1, Se8, h3, Bc4, g2.)

1. Se4-c3, Lc3:; 2. Dd5+. — 1. . . ., Sf4; Dd6+. — 1. . . ., Ld3; 2. De6+. — 1. . . ., Kf1; 2. De8:; 1. . . ., Sg5; 2. Dd5+. — 1. . . ., beliebig. 2. Dd5+.

Wichtige Lösungen gingen ein von: Lina und Johanna Kurnit, Hans Kuhl, Herbert Gohlte, Rudolf Goede, Margarete Schröder, Emil Hoppe, Franziska Stachowiat, Lawrenz, Erich Blume, Werner Zahn, Margarete Ewert, August Schwantes, Otto Winter, Wolff, Kurt Klossmann, Fritz Radtke, Hans Krause, Alfred Gundlach, Herbert Leu, Kurt Richter, Hans Glienke, B. Zopp, Bromberg.